

Sie machen das Unsagbare hörbar

Verboten gut: Das Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin lehrte uns in Basel mit Schostakowitschs 11. Sinfonie das Fürchten.

Kathrin Signer

Es endet nicht erbaulich. Erst recht nicht in Dur. Stattdessen hauen einem die Röhrenglocken wechselweise die grosse *und* die kleine Terz um die Ohren, das Orchester ächzt und stöhnt – bis zuletzt überhaupt kein Akkord mehr zustande kommt. Eindrücklicher kann man die eigene Machtlosigkeit kaum vertonen: jenen Zustand, der Dimitri Schostakowitsch jahrelang nur auf gepackten Koffern oder überhaupt nicht schlafen liess. Denn dass dem Schlussakkord die Hoffnung fehlt, war unter Stalin ein angemessener Verhaftungsgrund.

Heute wissen wir, wie sehr der Komponist unter dem totalitären Regime gelitten und wie kritisch er ihm gegenübergestanden hat. Seine Musik legt ein Zeugnis davon ab. Nur einen Mann scheinen die Fakten kalt zu lassen: Im August 2022 setzte Wladimir Putin bei einem staatlich finanzierten Open Air Schostakowitsch auf das Programm, um dessen Musik «prophetische Affirmationen des Sieges» zu bescheinigen. Ebenso entfachte sie die «Liebe zum Vaterland» sowie die «Bereitschaft, ebenjenes zu verteidigen». Das Praktische an einer Partitur ist, dass sie sich nicht gegen schamlose Instrumentalisierung wehren kann.

Ein Best-of der internationalen Klassik

Was dagegen hilft: kontextualisieren und trotzdem spielen. So geschehen am Montagabend, als das Macht-Musik-Festival im halbvollen Stadtcasino Basel seine Premiere feierte. Hinter dem neuen Format steht Hans-Georg Hofmann, der ehemalige künstlerische Leiter des Sinfonieorchesters Basel.

Als «ein Statement» verstehe er sein Festival, erklärte er vorab, das Musik hörbar mache,



Es braucht keine Dissonanz, damit es wehtut: Das Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin eröffnete das Macht-Musik-Festival.

Bild: Jonas Tschopp

«Ich sah Putin immer als hoffnungslose Nummer an.»

Vladimir Jurowski
Dirigent

die in Diktaturen entstanden ist, von solchen zensiert oder vereinnahmt wurde. Ein Statement ist die fünftägige Konzertreihe aber auch anderweitig: Indem Hofmann als begnadeter Netzwerker ein Best-of der internationalen Klassik nach Basel holt, gräbt er der Allgemeinen Musikgesellschaft Basel mächtig das Wasser ab.

Das Gastspiel des Rundfunk-Sinfonieorchesters Berlin unter Vladimir Jurowski dürfte dafür ein sprechendes Beispiel sein. Dass gerade der russisch-deutsche Dirigent zum Auftakt gebeten wird, hat indessen auch biografische Gründe. Sein Vater hatte einst mit Schostakowitsch gearbeitet, lange bevor die Familie Jurowski in den 90er-Jah-

ren aus Moskau nach Berlin emigrierte. Den Sohn zog es punktuell zurück: Bis 2021 dirigierte Jurowski das Staatliche Sinfonieorchester Russland, bevor er einen Schlussstrich zog – und sich später als einer der ersten Musikschaftern deutlich gegen den Ukraine-Krieg aussprach. Auch in Basel ist er um Worte nicht verlegen. Die russische Politik? «Mein Land ist krank.» Putin? «Schon immer eine hoffnungslose Nummer.»

Drohgebärden und ein peitschendes Forte

Kurzum: Es gibt derzeit kaum einen geeigneteren Mann, um sich Schostakowitschs 11. Sinfonie in g-Moll zu nähern. Vordergründig verweist das 1956/57

entstandene Werk mit dem Beinamen «Das Jahr 1905» auf den «Blutsonntag» von St. Petersburg. Neuere Quellen deuten indes darauf hin, dass Schostakowitsch damit auch die Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands von sowjetischen Truppen von 1956 kritisiert hat. Frei für Interpretationen sind seine Werke meistens.

Jurowski zeigt sich am Montag derweil als unpräziser Taktgeber, nimmt das erste Adagio geradezu akademisch, unnachgiebig im Tempo. Das Drama überantwortet er ganz der Partitur und somit den rund hundert Musikerinnen und Musikern. Diese kultivieren ihrerseits eine abgerundete Klangkultur, die man vielleicht

«hyperhomogen» nennen könnte, wobei mehr Charisma als Chemie drinsteckt.

Die Drohgebärden des Blechs zerreißen den Schönklang, sensationell ist auch das gedämpfte Bratschentema im dritten Satz. Doch obwohl alle so herrlich spielen, ist nichts Erbauliches an diesen Tönen. Schostakowitsch braucht keine Dissonanz, damit es wehtut. Geht es schliesslich in Richtung der dreigestrichenen Forte, peitscht Jurowski das Orchester derart voran, dass man das Fürchten kriegt. Als die Glocken zuletzt gegen das Trommelfell hämmern, weiss man bisweilen nicht mehr, warum man sich das antut, und will doch nicht, dass es endet.

Die Klaviatur der Betroffenheit

Mit ähnlichen Widersprüchen sah man sich indessen schon im ersten Teil des Abends konfrontiert, in dem Jurowski dem sinfonischen Schwergewicht einige eher unbekannte Werke vorstellte. Ergreifend gerät hierbei Bohuslav Martinus «Memorial to Lidice», ein musikalisches Mahnmahl, dessen erster Akkordschichtung bereits die ganze Klaviatur der Betroffenheit innewohnt.

Deutlich sperriger ist Arnold Schönbergs «Ode to Napoleon» für Streicher, Sprecher und Klavier, die der Komponist 1942 nach seiner Flucht aus Nazi-Deutschland in den USA verfasste. Akzentuiert durch den Diktatoronten kommt die Interpretation als bissiger Kommentar daher – wie ihn sich nur einer erlauben kann, der längst exiliert ist. Manchmal, da gibt es Freiheit in der Kunst eben erst ab einer Distanz von 9000 Kilometern Luftlinie.

Macht-Musik-Festival, bis 19. September im Stadtcasino Basel. www.machtmusik.ch

Die Hühnerhaut bittet zum Tanz

Choreograf Ugo Dehaes erkundet am Basler Figurentheaterfestival die Schönheit menschlicher Bewegungen – mit Robotern.

Hannes Nüsseler

Haut bewegt sich von allein, wenn es zu kalt ist – oder zu gruselig. Tatsächlich kann einem bei der Performance «Moving Skin» etwas bange werden: Der Pas de deux zwischen Maschinen und Körperteilen erinnert auf den ersten Blick mehr an Frankenstein als an Tanz. Doch der belgische Choreograf Ugo Dehaes entwarnt: Das Fleisch ist fake. Ausserdem geht es ihm um die Schönheit menschlicher Bewegung.

Ein Tisch dient Dehaes als Bühne, um seine anmutig pulsierenden und auch mal unbeholden zuckenden Roboter auftreten zu lassen: aktuell in der Kaserne im Rahmen des Basler Figurentheaterfestivals. Um tanzende Roboter bauen zu können, müsse er den mensch-

lichen Körper verstehen, sagt Dehaes. «Das Innere unseres Körpers sieht etwas seltsam aus, aber ich finde es äusserst faszinierend und schön.»

Er finde die Show «ziemlich lustig», trotz der anatomischen Einblicke. «Ich spreche über Tanz und wie man ihn für die Zukunft bewahren kann, erschaffe

aber auch mit kindlicher Neugier Bilder aus einfachen Materialien.» Die Vorführung sei deshalb für Alt und Jung geeignet: «Kinder sind das Publikum von morgen.»

Auf Maschinen umgeschwenkt war der technikbegeisterte Choreograf schon 2017, als es mit der Finanzierung seiner Projekte eng wurde. «Ich beschloss, «Choreograf der Dinge» zu werden, entliess mein Ensemble und begann, mit Robotern zu arbeiten.» Etwas soziale Unsicherheit sei wohl auch mit im Spiel gewesen. «Wenn ich mit Robotern arbeite, muss ich nicht mit ihnen sprechen oder ihr Selbstvertrauen stärken, bevor ich auf die Bühne gehe.»

Allerdings erwiesen sich die Maschinen als wenig talentiert. «Jede Mikrobewegung muss choreografiert werden.» Der

Vorteil: Maschinen altern und verletzen sich nicht, sie ziehen nicht weg oder langweilen sich bei der Arbeit. Und sie machen einfach weiter – solange die Batterie läuft.

Wer führt hier eigentlich wen?

Habe Dehaes eine Choreografie vor dem inneren Auge entwickelt, fange er mit Löten und Programmieren an. «Ich bin kein professioneller Roboterbauer, und manchmal geht etwas schief: Motoren fangen Feuer, Mikrochips explodieren.» Das führe zu neuen Robotern. «Oder ich akzeptiere sie mit ihren Fehlern.»

Dehaes' Maschinen produzieren einzig Bewegung und damit idealerweise Emotionen. «Ich sehe während der Show viele staunende Gesichter. Es ist

sehr intim, das Publikum sitzt mit mir an einem grossen Tisch. Diese Nähe ermöglicht es auch, Fragen zu stellen.»

Zum Beispiel diese: Ist der Mensch ersetzbar? «Ich liebe Menschen und ich liebe den menschlichen Körper», sagt der Choreograf. Seine Performance halte dem Publikum einen Spiegel vor: «Zum jetzigen Zeitpunkt sind Roboter und KI ohne menschliche Hilfe noch sehr inkompetent, aber die technologische Entwicklung schreitet immer schneller voran.»

Beim Mensch-Maschine-Paartanz führen also immer noch wir. Wie lang wir uns dabei auf die Füsse treten lassen wollen, ist eine andere Frage.

«Moving Skin», Kaserne Basel, 20. und 21. September. www.figurentheaterfestival.ch



Kaserne Basel: Ugo Dehaes, «Moving Skin».

Bild: Arne Lievens/zvg